

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

4 (6.1.1927) Die Mußestunde

gejagt: „Nur wenn der Fluch auf einen anderen übertragen wird, kannst du ihn los werden, Marie, aber da muß der Mann vom Totenbette des Kindes weg als Hochzeitszeuge gehen.“

„Marie was schwäzest du?“ rief der Mann, als sie das sammelte; sie aber richtete sich auf und lebte: „Auf zu den Leuten, gib das Geld zurück und sprich mit der jungen Frau — ich will eine andere nicht unalldlich machen.“

Im Abenddunkel lief der Mann, so rasch ihn seine Beine trugen, bis er endlich vor dem vornehmen Hause stand, hinter dessen hellerleuchteten Fenstern sich die Paare im Tanze drehten.

Der Diener hielt den Mann in dem abgeschabten Rock für einen Bahnsünder, dann aber wurde er doch aufmerksam und schließlich ging er in den Saal, um der Gräbigen Mitteilung von dem seltsamen Vorfalle zu machen. Es dauerte nicht lange, da kam sie selbst heraus in die Vorhalle.

Scheu wiederholte der Mann, was ihm die Kranke aufgetragen. Da lachte die junge Frau glücklich auf. „Nichts anderes habe ich gewollt,“ sagte sie, — „den Fluch nahm ich freiwillig auf mich!“

Und sie klopfte dem Mann auf die Schultern und befohl dem Diener, ein paar Flaschen süßen Weines zur Stärkung für die Kranke einzupacken.

Jahre sind seitdem vergangen — Mann und Frau froh gemorden, denn nach all dem Leid der ersten Jahre wurde ihnen dann doch das Glück des Kinderlebens austeil — es war wirklich, als sei ein Fluch von ihnen genommen worden.

Friedrich Möllenboff.

Bücherschau

Sämtliche hier bezeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 43, Karlsruhe, zu beziehen.

Der Verlag J. A. Brodhaus in Leipzig hat eben seinen Freunden die 6. Folge seines Almanachs (1926/27) vor, der in allen Buchhandlungen für wenige Pfennige zu haben ist. Eine große Reihe geistvoller Originalaufsätze aus den berühmten Kreislesern des Verlags macht das Werkchen besonders wertvoll. Der Verlagsleiter hat sich den vielen interessanten Artikeln aus allen Weltteilen amüßlich, wenig von der regeren Tätigkeit des Verlags. Der Almanach wird den alten Freunden der Brodhaus-Verlagsreihe sehr willkommen und neuen ein guter Führer sein.

Republikanische Jugendbücherei: Volk und Staat. 1. Band: Henri Conscience, Die Kerle von Flandern. Das tausendjährige Ringen der Deutschen und ihrer Nachbarn um den Volksstaat im Spiegel des Romanes. Freiheitsroman. Dr. G. Kneifel, Dresden-Kadebeul. — Dieses Unternehmen ist der erste planmäßige Versuch, breiten Schichten und insbesondere der Jugend das tausendjährige Ringen um den freien Volksstaat nicht in trocken gelehrten Ausführungen, sondern in Herz und Sinn hammernden, von Kämpferhand gezeichneten, persönlichen Schilderungen und fabelhaften Gemälden vor Augen zu führen. „Die Kerle von Flandern“ hat Hendrik Conscience, der bekannte Schriftsteller „den ersten“ ein Denkmal gesetzt. „Die auf unserm Heimatboden das völkervernehmende Lebensrentum bekämpfen, die für germanische Gleichheit und persönliche Freiheit in Strömen ihr Blut vergießen und so den Samen ihres Gemeinwesens ausstreuen, der soäter so großes und herrliches vollbracht hat.“ In der Bearbeitung sind die erschütternden Schicksale dieser Kämpfer der Volksfreiheit gegen Herrschaft und Kaubater der Fürsten und Großen und Rechtsbeugung durch Standesrichter so getrafft und dramatisch gestaltet worden, daß sie sicherlich durch ihren Handlungsreichtum und ihre packende Spannung erwachen, wie auch besonders jugendliche Leser festhalten werden. Das Werk sei demnach für ferre gute Ausstattung, Illustration und achtsamvollständigen Einband, sowie den im Verhältnis dazu äußerst niedrigen Preis (broch. 1,40 M. Halbleinen mit Dreifarbenwappen und Goldprägung 1,90 M.).

Starus, Im Auge durch die große Welt. Herausgeber Dr. Erich Meine. Luftfahrt Verlag G. m. b. H. in Verbindung mit der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweiganstaltung Berlin, Berlin SW. 19, Krausenstr. 35/36. Preis 1 M. Das Titelbild der Dezemberausgabe der Zeitschrift „Starus“ zeigt einen von Walter Niebe flott und raffig gemalten Ausschnitt aus einer großen Premiere wieder. In einem besonders dem Artikel wird von Dr. Heinrich Lütke des Künstlers Schaffen gewürdigt und mit mehreren vierfarbigen Abbildungen illustriert. Eine spannende Novelle von Heinz Strah führt die Leser in die Phantastik und Märchenwelt Chinas. Besonders aktuell ist eine literarische Skizze von G. H. Werner, „Arno Holz als Weihnachtsmann“. Ebenfalls aktuell und recht bemerkenswert ist ein Artikel „Schlaaflieder aus dem Berliner Doerleben“ mit erfrischenden künstlerischen Wiedergaben. In einem Sonderabschnitt der Zeitschrift berichtet der Leiter der Ostasienexpedition der Deutschen Luftfahrt

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsrederei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Lützenstraße 24.

Dr. Knauth von seinen asiatischen Flugaufnahmen. Der fesselnden Schilderung sind Luftbildaufnahmen beifügt. Die am deutschen Flugleben interessierten Leser werden in weiteren Artikeln über die neuesten Ereignisse auf dem Luftwege gehalten. Das Heft ist wie immer mit künstlerischen Illustrationen versehen und bildet eine recht empfehlenswerte Unterhaltungslektüre.

Rätseldecke

Bilder-Rätsel



Wo ist der Löwe?

Besuchstorten-Rätsel

Von Harleim Kiel

Wer den Beruf wissen will, den diese Dame ausübt, muß die Buchstaben obiger Besuchstorte umstellen. Sind sie richtig gestellt, so ergibt sich dann eine mit „A“ beginnende Berufsbezeichnung.

Rätsel-Auflösungen der Nummer der letzten Woche

Spitzen-Rätsel: Gabe, Poi, Alme, Eismeer, Christ, Kamerun, Anna, Alm, Fund = Gläudau!

Rätsel: Bunsh — Bunsh.

Nichtige Lösungen sandten ein: Siegfried Wolf, Karlsruhe; Anton Kotteter, Karlsruhe-Darlingen; Nachtraa zu den Lösungen der vorletzten Woche: Adolf Weiser, Karlsruhe; Gustav Damm, Baden-Baden.

Witz und Humor

Affessor zu dem schwerverwundeten Zeugen: „Sind Sie verheiratet?“ — „Nein, ich bin von der Straßenbahn überfahren worden.“ (Striz.)

Zeitgespräch. „Glaubst du bei all dem Elend noch immer, daß es einen Gott im Himmel gibt?“ — „Im Himmel schon, aber nicht auf der Erde.“ (Wagen links.)

Wasserscheu. „Sie, jetzt ichau ich Ihnen schon die ganze Zeit zu, wie Sie dalsten vor Ihrem Glas Bier und nicht tranken. Haben Sie vielleicht die Wasserscheu?“

Verhewenheit. „Hörst du, Miese, mein Bräutigam wünscht unbedingt, daß unsere Verlobung streng geheim bleibt. Dir und Marga habe ich es nur unter dem Siegel der Verhewenheit erzählt. Erna meint, sie würde an meiner Stelle doch einen Ring tragen. Anni behauptet, es wäre unangenehm einseitig von Erwin, eine Verlobung geheimhalten zu wollen. Und weißt du, was das Niederträchtigste ist? Marianne und Walter wollen es überhaup nicht glauben!“

Tröstung. Städtler auf dem Lande schreit „Au!“ — ein Sperling lach ihm was ins Auge fallen. Birnin (lachend): „Was täten Sie, wenn die Kühe Flügel hätten?“

Wahnwitz. „Warum halten Sie die zwei Verhafteten für arbeitslos?“ — „Der eine hat Banknoten auf die Straße gestreut — der andere hat sie aufgeklaut und ihm zurückgegeben.“ (London Opinion.)

„V. Humour“, Paris.)

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsrederei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Lützenstraße 24.

Die Wuchstunde Zur Unterhaltung und Belehrung

1. Woche

Karlsruhe, den 5. Januar

1927

Im Schnee

Von Hermann Dombrowski.

Ein Vögelin sitzt auf dem Fensterbrett  
Schwitt!  
„Gib mir ein Krümchen, sei doch nett,  
Ich bit!“  
... „Gib mir, nur, es weist der Wind hier drauß  
so kalt!“  
„Sag mir, Ist denn der Winter nicht aus  
nun bald?“  
... „Ich sitz hier frierend und traurig im Schnee!  
Schwitt!“  
„Gib mir ein Krümchen, der Hunger tut weh!  
Ich bit!“

Der Kavaliere von ehemals

Von J. Hermann.

Zur Zeit, da ich ihn kennen lernte, führte er ein derartiges Leben: er stand um 10 Uhr auf, wusch und kämpte sich sehr sorgfältig sein schütteres, ergrautes Haar, zog sich an, band sich um den Hals ein schwarzes Tuch, damit sein Kragen nicht zu sehen sei, den er selbst einmal in der Woche auswusch, dann gabnte er und verließ die elende Kammer, die an die Wirtstube grenzte, und in welcher, weiß Gott wie, vier Betten untergebracht waren.

Er hätte noch länger geschlafen, aber um neun Uhr alarmierte ihn das Stubenmädchen, nach einer Weile wiederholte sie ihre Aufforderung energischer und beim dritten Male begann sie bereits zu schreien. Und vor ihrem Gesicht fuchtelte er sich schon deshalb, weil er ihr für ein paar Nachläger je dreißig Kreuzer schuldig war. Er hatte zwar bei ihr drei Hemden verpfändet, ein paar Kragen und zwei Manschetten, aber seine Schuld war bereits höher als der Wert aller dieser Sachen — und es war möglich, daß es noch schlimmer wurde.

Dann ging er ins Freie. Erst schritt er ein paar Mal am Rai auf und ab, schlug die Zeit Gott weiß wie tot und kehrte um zwölf Uhr wieder heim. Er trat zur Küchentür, und erkundigte sich, wie die Suppe sei.

„Na gut,“ sagte er dann, ob sie so oder so war. „Ich esse Suppe für mein Leben gern. Das wird mich gesund machen.“ Die Kellnerin brachte ihm mit der Suppe gleichzeitig die Zeitung. Er kostete ein paar Löffel, dann verteilte er sich in die Leskure des Blattes, in dem er zuerst Auslandsmeldungen las. Als er mit der Suppe fertig war, zog er aus seinem Rock ein Stück Stierfleisch, Peronejer Salami, ein anderthalb rauchende Käse, Kaviar und verschiedene andere Delikatessen heraus, wie er sie Leute, die in einem abgewetzten Gewande, wie er es trug, kaum zu essen pflegen. Er aber befaß ein Recht dazu. Er war ein Mann adliger Herkunft. Wenn er seitweilige Geld befaß, hätte er sich irgendwie verschiedene Delikatessen beschaffen. Glücklicherweise erhielt er sie gratis in einer Delikatessenhandlung und Weinstube, wo er einmal, vor Zeiten, für sich, seine Freunde und noch mehr für seine Freundinnen, kolossale Summen verausgabte hatte.

Nach seinem Mittagessen verschwand er wieder. Man erzählte sich, daß er seine Bekannten aufsuche, jene Leute, mit welchen er einst im Kaiser gefahren, in der Abonnementsloge des Teatro Averino gesehen war, die mit ihm und Tänzerinnen aller Art romantische Ausflüge unternommen hatten, und welche ihm jetzt durch das Dienstmädchen einen Gulden, manchmal sogar zwanzig Kreuzer auf den Gang hinaus sandten. Von solchen Expeditionen kehrte er um fünf, manchmal um sechs Uhr wieder zurück, schlief bis halb zehn, dann wachte er auf, und begab sich in die Schenkstube, um hier Karten zu spielen. Und über diesen hielt er es bis zum Morgengrauen aus.

„Ja, der Herr Beriot der ist ausgefallen, er schlief fast den ganzen Tag hindurch,“ sagten die Leute. Sie sprachen

seinen Namen wohl „Brio“ aus, wie er sich selbst nannte, doch liebte sie davon das „de“ aus. Auf seinen Wirtstorten, von denen er stets einige bei sich hatte, stand gedruckt:

Charles de Beriot

Herr Beriot war vom Vater her französischer Abstammung. Sein Vater war einmal Direktor auf dem Vertriebsbesten des Fürsten R. gewesen. Sein Sohn, der mit dem Prinzen erzoogen wurde, war später Direktor eines großen Unternehmens, lebte einige Zeit in Paris, bereiste Belgien und England, wo ihn die Sehnsucht ergriff, unter den Amerikanern zu leben. Er verkaufte alles, was er befaß, das Haus, seine Pferde, lebte fünf Jahre in Amerika und lebte eines schönen Tages von dort als Bettler zurück. Zum Winter brachte er sich eine durchschossene linke Hand mit, die ihn zeitweilig schmerzte, einen verdorbenen Magen, und einen tiefen Haß gegen Menschen, die seiner Ansicht nach nicht verstanden, zu leben.

Nach Prag kam er als ein Mensch, welcher viele noble Bekanntschaften hat, oder besser gesagt, hatte, der aber, obwohl er in Not und von der Gnade fremder Leute lebte, eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit und irrendwelsche Beschäftigung hatte. Man bot ihm da und dort eine Stelle an.

„Lächerlichkeit!“ pflegte er darauf zu sagen.

„Zum Lachen! Ich habe Hunderttausende durchgebracht und lecht soll ich wohl in irgend einer Kasse für ein paar elendige Gulden von früh bis abends schreiben? Lächerlich, für so ein paar Gulden! Für Zigaretten hab' ich jährlich mehr verausgabte, mein Zigarettenhändler hat sich doppelt soviel verdient.“

Geld befaß für ihn keinerlei Wert. Herr de Beriot hatte in Prag einen Cousin, der Oberleutnant, ja, der Hausmann beim Militär war. Von diesem brachte sich Herr de Beriot jeden Freitag irgend einen Gulden. Vom Cousin ging er schnurstracks in die Weinstube, und von dort kam er bereits ohne Kreuzer heraus. Aus jenem Mund drana beständig, wenn er sprach, ein Geruch nach Wein, einmal nach einem besseren, dann wieder nach einem schlechteren.

Wenn ich mich jetzt an Herr de Beriot erinnere, ist es mir, als ob ich auf meinem Gesichte seinen Atem, seinen krankhaften, manchmal nach Spiritus riechenden Atem verspüre.

Ich sehe ihn vor mir, diesen nicht großen, geübten Menschen, den jeder über fünfzig Jahre alt schätzte, und der noch nicht ganze Bierzig zählte. Ich sehe ihn vor mir, mit seiner hohen, faltreichen Stirne, und den eingefallenen blauen Augen mit einem nicht unangenehmen Blicke. Die Nase des Herrn Beriot war ein wenig schmal und spit, die Oberlippe hatte er nach amerikanischer Art ausstaffiert. Nur das Kinn war mit einem graulichen Barte geschmückt. Seine Gesichtsfarbe war aschgrau bis bläulich. Ganz eigentümlich war sein Mund. Beide Lippen waren zart, schmal, bläulich, und verließen nach beiden Winkeln zu, mit einem merkwürdigen, unerklärlichen Einschnitt. Wenn Herr de Beriot mit einem Joch, blinnten seine blauen, sympathischen Augen sanft und herzlich, nur um seinen Mund schien der Ausdruck einer tiefen Verachtung zu spielen. Und dennoch stiegen einem Zweifel auf, auf einmal erschien einem dieses Lächeln wieder irrendwie traurig, ja verweilt und hoffnungslos traurig und bedauernswürdig, als ob dieser Mann mit Gewalt seine Tränen und sein Weinen zurückhalten würde. Und dann konnte man wieder aus diesem Lächeln Qualie allem gegenüber herauslesen. Sein merkwürdiger Mund kam einem nur dann schön vor, wenn er die Lippen geschlossen hatte. Beim jeweiligen Öffnen seines Mundes umwehte einen der lächliche Atem und es wurden seine schwarzen, abgestoßenen, unangenehmen Zähne sichtbar.

Um den Hals trug Herr de Beriot manchmal einen Stehkragen, der einzig, der ihm übrig geblieben war. Wenn er gezwungen war, sich den Kragen auszuwaschen, trug er um den Hals das schwarze Tüchlein, hoch zugebunden. Da schien sein

Aussehen noch krankhafter zu sein. Roth hatte er einen langen schwarzen, als ob er ihn nach einem Pflaster geerbt hätte. Dazu trug er abgewetzte, lange und deshalb unten eingeschlagene Hosen, zweimal in der Woche neugewaschene Schuhe, und einen fast neuen, auf erhaltenen, dafür aber schon aus der Mode gekommenen Zylinder. Sein Roth war sehr zugeknöpft, machte aber über der Brust und unter den Achseln unzählige Falten. Der linke Ärmel war einmal durchgewetzt gewesen und daher geknöpft. Man gewahrte auf dem linken, ins Graue übergehenden Tuche einen dunklen Fleck in der Größe und Gestalt eines Kreuzerflüdes.

Das Leben des Herrn de Beriot floß ohne besondere Abwechslung dahin. Manchnal setzte er sich, hielt seine Bekannten einzuladen, am Kai nieder und las L'Amant Dumoreux im Original. Einmal wollte er mir sogar die Uebersetzung eines poetischen Wertes zur Durchsicht leihen, aber es kam nicht dazu.

Herr de Beriot pflegte mitunter sehr geistreich zu sein. Wenn er mit jemandem sprach, der ihm widersprach, pflegte seine Stimme verachtend und ironisierend zu sein. In einigen Dingen war er sehr heftig, und wegen einer Kleinigkeit konnte er sich so erregen, daß er statt zu schreien geradezu schrie und seine Hand stützte darauf, daß sie wohl kaum ein Glas zum Munde gebracht hätte. Sonst war er kameradschaftlich, selbst mit dem Hausknecht, mit dem er mitunter Karten spielte. Er sprach am liebsten davon, was er gewonnen hatte, mit wem er in Verführung gekommen war, was er gesehen, angetan und getrunken hatte. Von Paris konnte er Wunder erzählen. Dort war er mit dem Fürsten gewesen, mit dem er als Sohn des Direktors erzaogen worden war, mit dem er aufwuchs, sich spielte, und mit dem er später wahrhaftig auf familiarer Weise die Welt genossen lernte.

Wenn er von den Frauen sprach, leuchteten die blauen, eingefallenen Augen des Herrn de Beriot in fast jugendlichem Feuer. Uebrigens sprach er vernünftig, ein wenig leidenschaftlich über alles in der Welt, nur von Amerika tat er keinerlei Erwähnung, als ob sein Aufenthalt dort keiner Erinnerung wert sei, oder als ob die diesen Erinnerungen am liebsten ausweichen möchte.

Wenn er sprach, gestikulirte er nur ein wenig mit der Rechten, besonders wenn er im gewöhnlichen Konversations-Tone sprach. Dafür aber, wenn er erregt war, sprang er vom Stuhl auf und gestikulirte mit beiden Händen über seinem Haupte. Gern betrachtete ich seine Hände. Es war wirklich eine aristokratische Hand, ein wenig abgemagert und durchsichtig, aber stets sorgfältig leinert.

Mit einem Male konnte man an Herrn de Beriot eine doppelte Veränderung wahrnehmen. Auf seinem Zylinder war ein schwarzer Flor zu sehen. Fast gleichzeitig konnte man merken, daß aus dem Munde des Herrn de Beriot statt selbst des billigen Weines beständig Brantwein zu riechen war. Herr de Beriot befand sich da, von wo aus man rasch sinkt und wenn es eigentlich schon gleichgültig ist, ob man einen Tag früher oder später gänzlich versinkt.

Der Trauerflor auf dem Zylinder des Herrn de Beriot galt seinem Cousin, und der war öffentlich bekannt geworden. Es ging nämlich durch die Zeitungen die Sensationsmeldung, daß ein Hauptmann L. sich Veruntreuungen zuschulden kommen ließ, die Verhaftung nicht abwartete, und sich vor der Verhandlung erschloh.

Damals sah ich Tränen in den blauen Augen des Herrn de Beriot. Er weinte. Ich weiß nicht, ob um den Cousin oder deshalb, weil durch den Tod die Quelle seiner regelmäßigen Einnahmen verstopft.

Seit jener Zeit war es manchmal bedrückend, Herrn de Beriot anzusehen. Er litt Not, man sah es ihm an, und er pflegte auch zu hungern. Delikatessen brachte er nur noch selten, und oft nur bloß die Suppe während eines ganzen Tages seine einzige Nahrung. Was ihm aber, wie ich glaube, am drückendsten war, drückender als der Hunger, war wohl, daß er nicht mehr in seinem Bett schlafen durfte, daß er sich mit einem gemeinamen Nachtlager in der Wirtsstube am Fußboden begnügen mußte, auf einer Hand voll Stroh, statt eines Kissens mit einem unter dem Kopfe zusammengerollten Rode. Jetzt mußte er früh schon vor fünf Uhr aufstehen und schlafen ging man um halb zwölf. Er schlief dann bis zehn Uhr im Stalle weiter. Es fiel den Leuten plötzlich auf, daß er während dieser paar Tage auslah, als ob er um mehrere Jahre gealtert wäre. Er war mager, die Backenknochen stachen noch mehr hervor, die Nase erschien noch spitziger. Die eingefallenen Augen erglänzten fändig feuerhaft, seine Gesichtsfarbe war noch ärmer und seine Lippen schienen beständig vor Kälte zu bebren.

Nicht einmal Karten spielte er mehr. Er liebte bloß, aber so, daß sich alle anderen ärgerten. Jeden Augenblick fuhr seine kleine, weiße und manere Hand über die Äpfel irgend eines Spielers. Herr de Beriot zog eine Karte heraus und warf sie auf den Tisch.

„Das ist keine Art!“ schrie ihn jemand an. „Er wird mich Art lehren.“ antwortete er in der dritten Person, aus seinen Augen schossen Blitze, seine Lippen zuckten, und es erschien auf ihnen: es merkwürdige Zeichen voll Sach und Betrachtung. „Ich kenne keine Art! Jemand hat in seinem ganzen Leben nicht so viel Geld gesehen, was ich mit Fürsten für Champagner verzoßen habe!“

„Nun, jetzt haben Sie was davon!“ bemerkte der Angeordnete, indem er sich mit einem elegant legeren Tone revanchierte.

„Jawohl, jetzt hab' ich was davon! Ich habe wenigstens wie ein Mensch etwas genossen. Aber Sie haben Ihr ganzes Leben lang wie —“ schrie der einflieg reiche Mann erboht.

„Was wie?“

Herr de Beriot sagte ihm das Gewöhnliche, indem er ausbrachte. Man sah es ihm an, daß er beständig gereizt und aufgeregter war, so aufgeregt, daß man vor ihm Angst haben mußte.

Zwischen ihm und den anderen Gästen pflegte es fast jeden Tag einen Kravall zu geben. Wenn es sich bloß um einen Wortstreit gehandelt hätte, so wäre Herr de Beriot immer über jedermann leicht hinweggegangen. Er war boshaft und giftig zugleich, sprach nichts Überflüssiges und hatte solche Gründe zur Hand, daß es dasenigen keine Einwendungen ab. Von seinen Lippen verhiengte jetzt überhaupt nicht mehr jenes verächtliche ironische Lächeln.

Wenn er allein über die Gasse ging, sprach er halb laut mit sich selber, wobei er mit der rechten Hand gestikulirte. Uebrigens zeigte er sich jetzt nur noch ungeru auf der Straße. Auch pflegte er schon nicht mehr mit den Zwainfögen Dumoreux am Quai zu sitzen. Vielleicht schämte er sich wegen seiner schändlichen Kleider. Man sah es seinen Kleidern an, daß er in ihnen ungesonnen schlief. Der Fleck am linken Ärmel hatte sich losgerissen und an seiner Stelle war der Ärmel des Hemdes zu sehen, das schon sehr lange nicht mehr gewaschen worden war.

Mit einem Male, es war im Herbst, da in die Verberahungen wieder die elendesten Schlaflosigkeiten einaufleben pflegten, konnte niemand über Herrn de Beriot einen Bescheid geben. Er hatte sich im Wirtshause schon einige Tage nicht mehr gesehen lassen. Er war angeblich dem Hausknecht drei Nachtlager schuldig abgeblieben; ein paar Kreuzer. Vielleicht blieb er deshalb aus.

Herr de Beriot, der mit Fürsten Champagner getrunken hatte, wußte dem Hausknecht gegen drei paar Kreuzer noch nicht aus. Der Grund seiner Abwesenheit war ein anderer, ernstlicher.

Der Briefträger brachte mir eine Korrespondenzkarte. Ein Kranker lud mich zu sich ins Spital der Barmherzigen Brüder. Jemandem schrieb ich ihm: Sie haben sich für einen gewissen Mann interessiert, wenn Sie weiter nicht verziehen haben, kommen Sie. Er würde Sie gerne sehen. Er hat eine Lungenerkrankung.

Ich ging hin und fand Herrn de Beriot. Es war entsetzlich, ihn anzusehen, wie er heruntergekommen und verstört war. Die Lungenerkrankung kam erst später dazu. Zuvor hatte ihn das Dilemma tremens ergriffen. Er erkannte mich erst nach einer längeren Weile wieder. Er reichte mir seine kleine, aristokratische, knochige Hand. „Ach, Sie haben mir eine Pomeranzenscheibe?“ rief er und seine Augen glänzten. Aber im selben Moment erlosch wieder dieser Blick; sein Geist wurde düster, um seine Lippen spielte jenes bedauernde Lächeln und Herr de Beriot flüsterle:

„Schade, daß es kein Raviol ist!“

Die Nächte, während er nicht in die Wirtshausherberge kam, schlief er irgendwo in den Steinbrüchen hinter dem Strahnsker Tore (Brag). Das Gehäufte jeder Grabkammer hat seine Schlafwinkel, wo es ihm wenigstens für einige Zeit möglich ist, sich vor der Kälte zu verbergen.

„Warten Sie,“ sagte der Kranke, „ich habe ein Gedicht geschrieben, senden Sie es irgendwem; für das Honorar wollen wir dann eins zusammen trinken.“ Die Verse, die er auf einem Stückchen Papier niedergeschrieben hatte, waren ohne jeden Sinn, er hatte sie offenbar im Delirium geschrieben.

Er sah mich ungemein mild, ernst und traurig an. Zeitweise hatte es den Anschein, daß er seine Nase bereifen und das Bewußtsein zurückkehren würde.

„Das Leben ist ein großes Räthsel,“ sagte er dann, als ob er sich an etwas erinnern würde. Ein großes Räthsel. Und auf dessen Lösung ist ein einziger Preis gesetzt: der Tod.“

Er schloß seine Augen für ein Weilschen und machte den Eindruck eines Toten. Der Tod,“ flüsterle er, indem er wieder verwirrt und verstört um sich blickte, und sich mit beiden Händen an die Stirne fuhr. „Der Tod! Nichts auf der Welt ist so wenig wie der Tod, der das größte Nichts ist!“

Er warf sich auf seinem Lager herum, schrie irgend etwas Unverständliches, hustete, zischte und wollte aus dem Bette

stürzen. Man mußte ihn mit Gewalt halten, damit er sich beruhigte. Er sank wie leblos zurück. Die Kaonie trat ein. Am nächsten Tage besuchte ich ihn wieder. Es befand sich bei ihm ein Odenabruder und eine Wärterin. Er riß die Decke von sich herunter und suchte sie dann wieder anständig. „Kalt, kalt!“ schrie er. Er öffnete die Augen. Sie waren ganz trüb, gebroden und starr. Erst nach einem Weilschen flardete in ihnen wieder ein Lichtbild auf und es schien, als ob das Bewußtsein wiederkehrte. Dieses eingefallene, blaue Auge machte einen so unaussprechbar — traurigen Eindruck. Er sog die Hand zu sich näher heran und schaute lange Zeit auf die Spitzen seiner bläulichen Finger.

„Nun ach,“ sagte er sehr unklar. Er war sich offenbar in diesem Augenblicke bewußt, daß er sterbe. Seine Hände waren schon starr und kalt. Seine Hände legten sich neben seinen Körper, nur die Äpfeln hoben sich ein wenig und die Brust war am Halse prangten sich. Der Sterbende öffnete den Mund, wollte etwas sprechen, aber statt dessen leuchtete er sanft. Zeit dragen seine Augen, trübe, entsetzliche Augen. . .

Der barmherzige Bruder legte die Hand auf seine entsetzliche, behaarte Brust, befühlte den Puls und herdete beim Munde. Es war ein schrecklicher Anblick, dieser merkwürdige, halbgeöffnete, verächtliche Mund mit den häßlichen, schwarzen Zähnen. . . „Er hat ausserungen,“ sprach der Mönch und kniete nieder.

In diesem Augenblicke bewegte sich das Haupt des Sterbenden noch einmal, es suchte ihm um die Lippen, das linke Auge öffnete sich zur Hälfte und Herr de Beriot befand sich schon nicht mehr unter den Lebenden; wieder unter jenen, die Champagner trinken, noch unter jenen, die in den Strahnsker Steinbrüchen zu nächtigen Pflegen.

Autorisierte Uebersetzung von J. Reismann.

### Eine Geschichte vom Aberglauben

(Nachdruck verboten.)

Wunderlicher Aberglauben triebst noch mancherorts in den Häusern und stilleren Nütten umher. Und zuweilen geschieht etwas, das ihm Nahrung gibt, so daß er nicht ausstirbt, sondern weiterzuspulen kann. . .

„Zimmer schwächer wurde der Atem des kleinen Kindes, denn hatte es ausgeathlet, war tot. Und nun hörte man, als wäre sie bis dahin ganz verknümmert gewesen, wieder das laute Lachen der Wanduhr, dann schnarrte sie, holte aus und schlug die fünfte Morgenstunde.“

Der Mann trat von dem Lager des Kindes an das Bett der blaffen Frau und schaute ihre Hand. Da wußte sie, daß all ihre Aual, die ihr juchstbaren Leiden vergänglich gewesen, daß sie nun wieder kein Kind hätte.

Nach ihrem letzten Aufschluchzen war es still geworden in der Stube, Mann und Frau sahen regungslos und starrt nach dem Fenster, hinter dessen Scheiben der erste tolle Schimmer des jungen Tages sichtbar wurde.

Was hätten sie getan, daß sie so vom Unglück verlost wurden, daß ihnen auch das zweite Kindchen sterben mußte? Weiber Gedanken glitten zurück, jeder von ihnen durchforschte sein Leben, um gut zu machen, was unbewußt vielleicht ver schuldet worden war.

Da erinnerte sich die Frau plötzlich jenes Tages, als ihr die Frau, bei der sie als junges Mädchen gedient, ein Morienzweiglein gebracht. Sie hatte es einpflanzen und aufs Fensterbrett gestellt, denn nun sollte es so rasch wachsen, daß sie sich noch den Brauttraum davon machen konnte.

Alle, die im Hinterhaus wohnten und durch den Hof mühten, sahen das kleine, grüne Zweiglein am Fenster stehen und alle lächelten. Sie wußten es ja, daß das hübsche Mädchen einen Schok hatte.

Und der Abieger schlug wirklich Wurzeln und begann zu wachsen, aber mit ihm wuchs auch der Klaff im Saufe. Man hatte keinen Grund, aber jeder, der die junge Morie sah, probierte seinen Wis an dem Zweiglein. Man dämmte dem jungen Mädchen sein Glück nicht, und die Pflanzungen luschelten sich in die Obren, wenn Marie über den Hof ging und die Blüte stachen sie im Rücken.

Da nahm sie die Morie vom Fenster fort und stellte sie abseits auf den großen Kasten hinten in der Stube. So — nun würde sie Frieden haben — und der Schok sollte sie auch des Sonntags nicht mehr abholen kommen. Zuerst wurde es nur noch schlimmer, man wollte wissen, was geschehen sei. — Dann aber begann man sich zu beruhigen, wurde still.

Nach Wochen, als Marie die Morie einmal von dem Kasten nahm und im Hellen hielt, fand sie nur noch ein gelbes, dürrs Büschel — das Zweiglein war vertrudnet. Sie erschrak, als sie es sah, die Frau aber, die ihr die Morie gebracht, schlug jammernd die Hände über dem Kopf zusammen: „Mädel, Mädel, das bringt dir Unglück, das wirkt du bitter-

lich bereuen. Wie willst du mal ein Kindchen erziehen, wenn du nicht einmal ein Pflänzchen zur Blüte bringen kannst!“ Und die Frau hatte recht behalten, Marie hatte kein Glück mit ihren Kindern — da drüben, in den weißen Kissen, lag ja nun wieder solch ein kleines Geschöpf starr und kalt — alle Glücksträume waren vernichtet, wieder einmal! Und die Frau begann zu weinen, so bitterlich, als habe sie wirklich den Tod ihres Kindes verschuldet.

Alle Troststände des Mannes verlagten, denn jetzt beweinete sie ja auch das arauame Schicksal, das ihr bestimmt. „Das Mädel, das nicht warten kann, bis es den Morientranz auf dem Kopfe hat, muß mit Morienblam! in den Sauf ihres Kindes schmücken“, hatte die Frau gesagt. „Und wer eine Morie vertrudnet läßt, bleibt kinderlos.“ — hatte sie hinzugefügt. Ja, Marie hatte nicht warten können, und hatte die Morie vertrudnet lassen, — nun mußte sie den Blud tragen. Damals freilich hatte sie gedacht — wie konnte man nur so abergläubisch sein! Jetzt, nach all dem Unglück, war sie selbst so abergläubisch geworden.

Während der Mann ging, um den Arzt zu holen, lag sie regungslos und harrete auf den goldenen Schimmer, den die Morgenjonne drüben auf der Häuserwand gemalt. Ihr Sinn martierte und quälte sich: Was aber hatte die Frau damals noch gesagt? Was mußte geschehen, um den Fluch von ihr zu nehmen? Ach, hätte sie die Frau doch einmal fragen können, aber sie war längst tot, hatte ihr Geheimnis mit ins Grab genommen.

Der Arzt kam, stellte den Schein aus, verdrückte die Kranken eine neue Medizin und sprach ihr Mut zu. Nach der entsetzlichen Nacht kam jetzt eine tiefe Erquickung über die Frau; sie wurde ruhiger und verfiel in Schlaf.

Als sie erwachte, brach der Abend schon herein und färbte die Stube mit seinem wunderlichen Licht. Der Mann sah am Fenster, erhob sich aber jetzt, als sie sich reate, forschte ängstlich in ihrem Gesicht und nicht ihr beruhigend zu. Da erinnerte sie sich wieder des ganzen Anfalls, wollte weinen, bezwang sich aber.

Am sie abzulenken, begann der Mann zu sprechen, erzählte daß er inzwischen auf dem Zivilstandesamt gewesen sei, um den Todesfall anzuzeigen. Vor der Tür dort habe eine prächtige Kutische gehalten, das Geschirr der Pferde sei mit Silber beschlagen gewesen. Oben — im Wartezimmer — habe er einen alten Herrn in kostbarem Fels und eine blutjunge schlanke Dame angetroffen, die in weiße Seide und Spitzen gekleidet war. Der alte Herr habe sehr verdrießlich und die junge Dame sehr eigenfinnig ausgesehen.

„Ein altes Morotte“ — habe der Herr gesagt. „Erzählst du so alle meine Mühsche?“ habe die junge Dame böse gefragt. „Zum ersten Male verlange ich wirklich etwas von dir — und du willst es mir nicht gewähren, obwohl wir noch gar nicht verheiratet sind! Warte doch, der Zufall wird mir schon helfen!“

„Seit zwei Stunden warten wir vergebens, dieser Morotte wegen! Wir mühten längst auf dem Heimweg sein — unsere Gäste warten!“

„Laß sie warten,“ habe die junge Dame erwidert. Und dann sei etwas Sonderbares geschehen, erzählte der Mann weiter. Als er vorgezogen und dem Schreiber den Tot mitgeteilt und gesagt habe, daß es sich um ein neugeborenes Kindchen handle, habe der Schreiber plötzlich dem alten Herrn gewinkt. Auch die junge Dame und ein Herr, den er vorher nicht beachtet, seien an ihn herangetreten und alle hätten auf ihn eingesprochen: Ob er ihnen nicht einen aroben Dienst erweisen und Zeuge ihrer Ehehehlung sein wollte? Man warte schon lange, ohne den zweiten Zeugen finden zu können, denn das Brautpaar sei fremd und habe niemanden in der Stadt. . .

Zuerst habe er gar nicht verstanden, was man von ihm gewollt; als ihn die junge Dame dann abwärts geführt und ihn so herzlich gebeten, habe er nicht widerstehen können. Im Zimmer des Standesbeamten aber, bei der Ehehehlung, habe er zu seinem Erstaunen erfahren, daß die vornehmen Leute gar nicht fremd in der Stadt, sondern in dem feinen Villenviertel des Westens wohnten. Er — der Herr — sei eine hochgestellte Persönlichkeit, sie — die junge Dame — nur eine Tänzerin und ganz armer Leute Kind gewesen. Dann — nahher — habe man ihm eine Hundertnote zugestekt und sei eifrig davongegangen. Der Schreiber aber habe verschmitzt gelächelt: „Sehen Sie, manchmal ist der Aberglaube doch zu etwas gut!“ — habe er gesagt — das Paar hätte hochgestellte Personen zu Trausengen bekommen können, aber die Braut wollte durchaus einen fremden Menschen, der vom Todesbette ihres Kindes komme, denn nur der sollte ihr Glück bringen können.“

Mit starrten Augen hatte die Kranke an den Lippen des Mannes gehangen, jetzt schüttelte sie qualtoll auf. „Wie ein Blick hatte sie die Erinnerung durchguckt, was die Frau damals